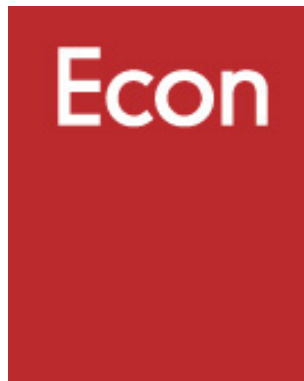


Unverkäufliche Leseprobe des Econ Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Econ Verlag

Weitere Infos unter:
<http://www.econ-verlag.de>

Thomas Borer-Fielding
Public Affairs

Thomas Borer-Fielding

Public Affairs

Bekenntnisse eines Diplomaten

Econ

Econ Verlag
Econ ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
1. Auflage 2003

ISBN 3-430-11567-1
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Gesetzt aus der Sabon und Syntax bei
Franzis print & media, München
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Inhalt

| | |
|-------------------------------------|---------|
| 1. Ambassador Grounding | 9 |
| 2. Bättwil Boy | 33 |
| 3. Les jeune loups | 54 |
| 4. Love this country – or leave it! | 76 |
| 5. Winds of Change | 98 |
| 6. American Dream | 119 |
| 7. Mission Impossible | 145 |
| 8. Swiss Despair | 169 |
| 9. Duelling for Switzerland | 197 |
| 10. Berlin Calling | 226 |
| 11. Public Diplomacy | 254 |
| 12. David and Goliath | 273 |
| Anhang | 294 |

1. Ambassador Grounding

If you are to stand up for your Government,
you must be able to stand up to your Government.

Harold Caccia

Karfreitag 2002. Endlich Ferien! Die ersten Monate des Jahres waren wieder einmal voller Arbeit. Müde, aber glücklich treten Shawne und ich unseren lang geplanten Urlaub an. Am Abend fliegen wir via München in Richtung Afrika. Elf Stunden später – es ist bereits Karsamstag – begrüßt uns der türkis schimmernde Indische Ozean mit seinen gekräuselten Wellen. Strahlender Sonnenschein und milde tropische Temperaturen vertreiben die Flugmüdigkeit aus unseren Gliedern. Ankunft auf Mauritius! Angesichts der langen Sandstrände sind Alltag und Stress augenblicklich vergessen. Vorbei an Palmen und Hütten bringt uns ein fröhlicher einheimischer Taxifahrer in den Südwesten des maleischen Eilands auf die Halbinsel Le Morne, in das zwischen feinkörnigem Sandstrand und spektakulären Felsen gelegene Resort Dinarobin. Zunächst ruhen wir uns etwas aus, genießen das entspannende Meeresrauschen vor unserer Tür. Später erkunden wir die nähere Umgebung und die zahlreichen Sport- und Wellnesseinrichtungen der reizvollen Hotelanlage. Am zweiten Tag, es ist der Ostersonntag 2002, sind wir schon ganz eingetaucht in den erholsamen Luxus. Shawne ist so glücklich. Ihre Augen leuchten. Ihr Wunschurlaub hat begonnen. Ausgelassen und hungrig betreten wir mit zwei Berliner Bekannten,

die wir hier zufällig getroffen haben, gegen ein Uhr das Strandrestaurant des Nachbarhotels. Im geschmackvoll ausgestatteten Ambiente fühlen wir uns wohl. Shawne ist die Entspannung anzusehen, sie wirkt besonders schön.

Direkt nach dem Frühstück sind wir zu unserer ersten Golfpartie losgezogen. Shawne, die Golf sonst unendlich langweilig findet – »It is like watching paint dry!« –, hatte die Initiative ergriffen. Der Achtzehn-Loch-Championship-Golfplatz vor der eindrucksvollen Felsenkulisse des Berges Le Morne hatte selbst sie verführt. Wenn ich Golf spiele, erlaube ich mir, was ich sonst nie wagen würde: Ich schalte mein Handy aus. Ein kluger Mensch hat einmal gesagt, dass nur Domestiken permanent erreichbar sein müssen, Entscheidungsträger sich dagegen durch ihre Abschirmung auszeichnen. Richtig – aber so wenig es ins Klischee passt: Diplomaten *sind* Diener, Diener ihres Staates. Nun, im wohl verdienten Erholungsurlaub und am höchsten kirchlichen Feiertag des Jahres erlaube ich mir, für ein paar Stunden unerreichbar zu sein. Den ganzen Freitag und Samstag über war das Handy angeschaltet. Niemand wollte mich sprechen.

»Mr. Borer, there's an urgent message for you! You need to call your ministry immediately. Here is the number.«

Der Portier schiebt mir eine Schweizer Handynummer zu. Sie gehört Bernardino Regazzoni, einem persönlichen Mitarbeiter meines Außenministers Joseph Deiss. Durch die zweistündige Zeitverschiebung ist es in der Schweiz kurz nach elf Uhr morgens. Ostersonntag, Kirchgangzeit. Warum ein Anruf aus Bern und nicht aus Berlin? In meiner Zeit als Sonderbotschafter für die Task-Force »Zweiter Weltkrieg« hätte mich dieser Umstand nicht gewundert. Stündlich musste ich mit unvorhergesehenen Entwicklungen rechnen, auch an Feiertagen und in den Ferien. Nun bin ich seit knapp drei Jahren Botschafter in Berlin, und wenn es dort irgendwo brennen würde, rief mich mein Stellvertreter Emanuel Jenni an. Für die Dauer meines Urlaubs habe ich ihn beim deutschen Außenminister Joschka Fischer als Geschäftsträger angemeldet. Ganz offiziell mit einer diploma-

tischen Note, wie man das seit Jahrhunderten im zwischenstaatlichen Verkehr praktiziert. Bevor der Gesandte Jenni, ein ruhiger und kompetenter Mann, mein Erholungsbedürfnis missachtet, müsste schon eine Katastrophe passieren.

Wie in Berlin ist in Bern die Regierung am Karfreitag in den Osterurlaub gefahren. Der Regierungsapparat läuft auf Sparflamme, mit einer minimalen Personalbesetzung, die eben ausreicht, um bei unvorhergesehenen Problemen schnell die ersten Schritte einzuleiten. An bestimmten Tagen des Jahres sind alle Regierungen der Welt verwundbar. Als 1990 der Irak seinen Nachbarn Kuwait ausgerechnet im August überfiel, löste das hektische Betriebsamkeit bei den reduzierten Stäben in der westlichen Welt aus. Das Gros des politischen Establishments, ob in Washington, London, Paris oder in Bern, befand sich in den Ferien. Als Mitarbeiter der Völkerrechtsdirektion des EDA – des Eidgenössischen Departments für Auswärtige Angelegenheiten, das dem deutschen Auswärtigen Amt entspricht – und obendrein damals noch Jungeselle, gehörte ich zu denjenigen, die im Hochsommer Dienst schieben mussten. An Ostern 2002 hingegen gibt es keine zugespitzte weltpolitische Situation. Schon gar keine, die ein unmittelbares Eingreifen des Schweizer Botschafters in der Bundesrepublik Deutschland verlangte. Natürlich besitzt das Dinarobin eine Satellitenfernsehantenne, und so haben Shawne und ich schon vor dem Frühstück kurz ins CNN-Programm hineingezappt. Zusammen mit dem »BBC World Service« bildet es die aktuellste Nachrichtenquelle selbst für Diplomaten im Ausland. Keine besonderen Vorkommnisse. Deswegen lasse ich mich nicht aus der Ruhe bringen und bin Bernardino gegenüber sogar noch zu Scherzen aufgelegt: »Was gibt's so Dringendes in Bern? Findet ihr eure Ostereier nicht?«

»Ich bin unterwegs, wie du«, tönt es aus dem Hörer. »Aber Bundesrat Deiss hat mich angerufen. Es gibt da so einen Artikel im *Grüezi*.* Er will mit dir darüber sprechen.«

* Name geändert

Meine Stimmung kühlt sofort um ein paar Grad ab: Das sonntägliche *Grüezi* und sein wochentägliches Schwesterblatt *Adieu**, die beiden einzigen Boulevardzeitungen der Schweiz, haben sich schon lange auf uns eingeschossen. Während die deutschen Medien meine Arbeit loben und Shawnes Auftritte lieben, verfolgen uns die beiden Blätter regelmäßig mit unglaublicher Häme.

»Was steht drin?«, frage ich knapp.

»Weiß ich leider auch nicht. Wie gesagt, ich bin nicht zu Hause. Aber ich kümmere mich jetzt gleich drum und melde mich wieder. Lass dein Natel an!«

Natel, so nennen wir Schweizer unsere Handys. Selbstredend können wir im Hotel keine schweizerischen Zeitungen auftreiben, die deutsche *Bild* stammt von Donnerstag, die *FAZ* ist noch älter. Nur mein Handy und das Faxgerät beim Empfangschef ermöglichen eine aktuelle Verbindung in die Schweiz, denn bei allem Luxus fehlt unserem Hotelappartement ein Internetanschluss. Das Handy kann keine Zeitungsseiten übermitteln und das Faxgerät kämpft, wie sich rasch zeigen wird, mit den mageren Leitungskapazitäten auf Mauritius. Was tun? Seit ich weiß, dass ich Vater werde – eine ganz frische Nachricht, außer Shawne und mir weiß noch niemand von unserem Glück –, Sorge ich mich ums Befinden meiner Frau. Ein gutes Mittagessen erscheint mir jetzt vorrangig. Solange ich nichts Näheres weiß, werde ich Shawne nicht beunruhigen. Gerade heute, wo sie so glücklich ist! Ihr gehen öffentliche Vorwürfe seit längerem an die Nieren, ganz besonders, wenn sie, wie dies oft der Fall ist, aus der Luft gegriffen sind. Und sie findet sowieso, ich arbeite zu viel – und ernte vor allem Undank. Mit unseren Bekannten nehmen wir deshalb in aller Ruhe das Mittagessen ein.

Eine Dreiviertelstunde später weiß ich immer noch nicht mehr. Augenscheinlich findet Bernardino, wo immer er sich aufhält, keinen geöffneten Kiosk oder kein Telefax. Nach kur-

* Name geändert

zem Zögern wähle ich die Nummer von Ruedi Christen. Als Pressesprecher des EDA müsste er auch am Wochenende auf dem Laufenden sein. Nach einigen Fehlversuchen habe ich ihn an der Strippe. Er ist in Paris. Zum Glück klingt seine Stimme einigermaßen gelassen, er bestätigt jedoch meine dunklen Vorahnungen. Eine unangenehme Geschichte, sagt er. Unter der Schlagzeile »Borer und die nackte Frau« mache *Grüezi* eine große Titelstory auf. Vor vierzehn Tagen hätte ich zwielichtigen Damenbesuch empfangen. Kameras des deutschen Bundeskanzleramts, in unmittelbarer Nachbarschaft der Schweizer Botschaft gelegen, hätten den Besuch aufgezeichnet. Der Artikel insinuiere ein weitergehendes Verhältnis zwischen mir und einer Dame namens Armelle Ménager*. Das Ganze sei vage geschrieben und kaum gerichtsfest, und man wolle meine Version hören, bevor man etwas unternehme. Allerdings sei der Artikel reich bebildert, und die Fotos gäben Anlass zum Nachdenken. Natürlich werde er alles so schnell wie möglich nach Mauritius faxen.

Wie gut Ruedi Christen Bescheid weiß – und vor allem wie lange schon –, erfahre ich erst später. Hätten er und das EDA sich korrekt verhalten, hätte ich das Erscheinen des Artikels mit juristischen Mitteln verhindern können. Daher gab mir *Grüezi* auch keine Gelegenheit, vorgängig dazu Stellung zu nehmen. Meiner Familie wäre viel Leid und der Schweiz eine Blamage erspart geblieben. Aber einmal mehr versagt der Krisenmechanismus im EDA. Ein guter Pressesprecher wird selten von Kampagnen überrascht. Es gehört zu seinen Aufgaben, das Gras in der Medienlandschaft wachsen zu hören, und Christen – selbst kein Diplomat, sondern als ehemaliger Frankreich-Korrespondent des Schweizer Fernsehens ein gewiefter Medienprofi – hat sehr gute Ohren. Vor allem verschweigt er mir, was ich wenige Stunden später mit eigenen Augen lesen kann: dass er *Grüezi* bereits ein Interview gegeben hat. Es steht neben diesem Meisterstück an Hinrichtungsjournalismus und nimmt

* Name geändert

leichtfertig den Ball auf, der ihm vom Interviewer zugespielt wird: Ob Botschafter Borer nicht endgültig erpressbar geworden sei?

Erpressbarkeit ist wichtig bei solchen Geschichten. Nur Erpressbarkeit schafft eine politische Kategorie. Alles andere ginge – selbst wenn es wahr wäre – weder das Außenministerium noch die Öffentlichkeit etwas an. Ein erpressbarer Botschafter jedoch muss abberufen werden, er wäre eine Gefahr für sein Land. Genau deswegen bringen die *Grüezi*-Journalisten gleich einen kriminellen Touch in die Story: Der Ex-Freund meiner angeblichen Affärenpartnerin sei mehrfach vorbestraft! Später müssen sie das wie vieles andere korrigieren, denn das Schweizer Nachrichtenmagazin *Facts* recherchiert, dass es sich um das Schwerverbrechen der Fischwilderei handelt – besser bekannt unter dem Begriff »Angeln ohne Angelschein«. Eine echte Bedrohung der schweizerischen Staatsinteressen!

Kommt deutschen Lesern das Muster bekannt vor? Als in den achtziger Jahren der Vier-Sterne-General Günter Kießling von Boulevardmedien der Homosexualität beschuldigt wurde (obschon die sexuelle Orientierung auch damals kein justizabler Tatbestand war), stach nur der gezinkte Trumpf, dass er sich, im zweifelhaften Milieu von Strichjungen verkehrend, zum wohlfeilen Zielobjekt der Geheimdienste mache. »Erpressbarkeit«, entschied der damalige deutsche Verteidigungsminister Manfred Wörner und entließ den verdienten Offizier Vorschnell. Denn an der Geschichte stimmte nichts, eine Doppelgänger-Affäre mit irrigen Zeugenaussagen. Der Minister wurde nach Brüssel weggelobt, aber die Karriere des Generals blieb trotz erwiesener Unschuld ruiniert. Manche Boulevardmedien brauchen keine belegbaren Vorwürfe. Ihre Dummdumgeschosse verrichten selbst dann die Vernichtungsarbeit perfekt, wenn das Opfer die Anschuldigungen widerlegen kann. Die verlorene Ehre der Katharina Blum lässt doch immer wieder grüßen.

Shawne hat schon beim ersten Telefonat gespürt, dass ein Gewitter aufzieht. Das sehe ich ihrer Miene an. Wir verab-

schieden uns von den Berliner Bekannten, stapfen zu unserem im Mauritius-Stil gehaltenen Chalet unweit des traumhaft weißen Sandstrands. So eine schöne Umgebung, und so eine niederträchtige Störung! Mit knappen Worten berichte ich meiner Frau, was ich zu diesem Zeitpunkt weiß. Sie bricht in Tränen aus. Schon die früheren Angriffe von *Grüezi* und *Adieu* haben sie mitgenommen, denn Shawne liebt die Schweiz, nimmt alle repräsentativen Aufgaben als Botschaftergattin mit großem Enthusiasmus wahr, und die Schweizer – ein Kardinalirrtum von *Grüezi* und *Adieu* – haben sie ebenfalls gern. »Why do they hate us so much?«, fragt sie verzweifelt.

Darauf weiß ich keine Antwort. Nur eins ist klar: Nach anderthalb friedlichen Tagen ist der Urlaub vorbei. Ich bin wieder dort angelangt, wo mich viele Menschen ohnehin ansiedeln: beim Krisenmanagement auf exponiertem Posten. Troubleshooting nennen das die Amerikaner. Nur dass es diesmal um meine Privatsphäre geht, und Angriffe darauf viel schwerer zu kontern sind als gegnerische Züge in politischen Krisen. Aber was bleibt mir anderes übrig? Zusammen mit meiner Frau nehme ich die Herausforderung an.

Während der *Grüezi*-Artikel im Schnecken tempo durch europäische und afrikanische Telefonleitungen kriecht – es dauert Stunden, bis ich ihn in kaum lesbarer Qualität in den Händen halte, auf dem schwarzgrauen Einerlei der Fotos ist kaum etwas erkennbar –, strapaziere ich mein Motorola bis an die Belastungsgrenze. Hin und wieder greife ich zu Shawnes Handy. Nach einer Stunde kann man auf beiden Geräten beinahe Spiegeleier braten, so heiß sind sie gelaufen. Zwar lässt sich auf Mauritius das internationale Netz erreichen, aber die Verbindungen werden immer wieder unvermittelt unterbrochen und man muss sich erneut einwählen. Ohnehin schwer genug, am Ostersonntag wichtige Leute zu erreichen.

Mit dem Ersten habe ich Glück: Mein Freund Thomas Steg, Chef-Redenschreiber von Bundeskanzler Schröder in Berlin, nimmt persönlich ab. Er verspricht mir, unverzüglich die Be-

hauptung zu überprüfen, wonach die Kameraobjektive des deutschen Kanzleramts den Eingang zur Schweizer Botschaft abdeckten. Während er die entsprechenden Wachschatzbeamten zu erreichen versucht, telefoniere ich schweizerische und deutsche Freunde an, darunter Anwälte und Kommunikationsspezialisten. Vergeblich. Entweder ist keiner zu Hause, oder die Angerufenen lesen das Boulevardblatt nicht (was ich ihnen kaum verdenken kann). Dann ruft Thomas Steg zurück und bestätigt: Die Überwachungskameras können keine nächtlichen Bilder von der vermeintlichen Geliebten geliefert haben. Sie sind ausschließlich auf den Eingangsbereich des architektonisch eindrucksvollen Bundeskanzleramts gerichtet. Was sich daneben in der Schweizer Botschaft abspielt, wird vom Bundesgrenzschutz nicht aufgezeichnet. Und am fraglichen Abend haben die Beamten in der dreißig Meter entfernten Botschaft nichts Spezielles bemerkt.

Zu guter Letzt erreiche ich in Hamburg den Medienanwalt Matthias Prinz, der mich schon einmal in einer Presseangelegenheit erfolgreich vertreten hat. Prinz ist beim Joggen, er trainiert für einen Marathon, hat aber sein Handy dabei. Messerscharf analysiert er die Situation und gibt kluge Ratschläge: sich wehren, ja, aber vorerst keine juristischen Schritte. Erfahrungsgemäß verpufften die meisten hochgejubelten »Enthüllungen« binnen weniger Tage, und eine juristische Auseinandersetzung halte sie lediglich über ihr Verfallsdatum hinaus frisch. Das leuchtet mir ein. Die Strategie muss darin bestehen, das Strohfeuer zu löschen, nicht es zusätzlich zu schüren. »Und Ihrem Außenminister kann doch Ihr Privatleben gleich sein, er ist ja nicht mit Ihnen verheiratet ...«, meint Prinz.

Mir ist nicht zum Scherzen. Ich habe Kopfschmerzen. Wegen der Dauertelefonate mit dem Handy. Oder kommt es von meiner Anspannung? Ganz allmählich weicht der Druck der ersten Minuten. Die entscheidenden Fehler werden immer zu Beginn einer Krise gemacht. Darauf wartet der Gegner, man darf ihm nicht in die Hände spielen. Doch schier unmöglich, jeden Lapsus zu vermeiden! Wer angegriffen wird, macht Feh-

ler, davon kann ich mich nicht freisprechen. Noch unmöglicher allerdings, die Fehler der eigenen Mannschaft zu verhindern. Leider kämpfe ich von Beginn an nicht nur gegen maßlose Unterstellungen und Übertreibungen der Boulevardpresse, sondern auch gegen ein kopfloses, ungeschicktes, ja streckenweise illoyales Krisenmanagement meines Arbeitgebers. Meine einzige Stütze bleibt meine Frau.

Gegen 17.00 Uhr Ortszeit halte ich endlich den Artikel in den Händen und bin nicht länger auf Mutmaßungen angewiesen. Viel heiße Luft. Konjunktivisch formulierte Vermutungen, böartige Tatsachenverdrehungen, der Rest Suggestion. Das ist schlimm. Dem ebenbürtig erweist sich allerdings das Interview von Ruedi Christen. Allein schon, dass er Stellung nimmt, ohne mich vorher informiert zu haben, ist ein unübersehbares Zeichen mangelnder Loyalität. Ungeschickterweise geht Christen auch noch der Soufflierstrategie des Interviewers auf den Leim und sagt, was dieser hören will: »Ob Botschafter Borer in der Ausübung seiner Arbeit irgendwie beeinträchtigt sein könnte, diese Frage muss nun gründlich geklärt werden.«

Richtig hätte es lauten müssen: »Wir kümmern uns nicht um Privatangelegenheiten unserer Angestellten.« Monate später wird der Schweizer Presserat unmissverständlich feststellen: »Auch Personen des öffentlichen Lebens haben einen Anspruch auf Respektierung ihrer Privat- und Intimsphäre. Der in den eingeklagten Artikeln geschilderte Sachverhalt gehört eindeutig in den Bereich der geschützten Intimsphäre.« Nach dieser Stellungnahme des EDA ist meine angestrebte Deeskalationsstrategie gescheitert, bevor sie überhaupt beginnen kann. Allein das Begehren von Außenminister Deiss, an einem hohen Feiertag mit mir sprechen zu wollen, zeigt, wie unaufhaltsam die Mühlen der Bürokratie bereits mahlen. Der Skandal lässt sich nun nur noch eindämmen, keinesfalls mehr aus der Welt schaffen.

Ich rufe Joseph Deiss an. Wir haben schon manche Meinungsverschiedenheit miteinander ausgefochten, aber über meine Arbeit in Berlin kann er sich kaum beklagen. Ein halbtägiges, intensives Treffen mit Joschka Fischer, wie ich es ein

halbes Jahr zuvor arrangierte, ist in dieser Länge für einen Schweizer Außenminister eine Ausnahme. Als kleines Land mit dezenter Außenpolitik stehen uns die Türen in den größeren Staaten in der Regel nicht offen. Die übrige Arbeit der Botschaft wird von der Zentrale regelmäßig als ausgezeichnet beurteilt. Das weiß Deiss, und am Telefon ist er freundlich wie immer. Auch wenn man dem Minister seinen kaum unterdrückten Ärger anmerken kann, verläuft das Gespräch in sachlicher Atmosphäre. Meine Proteste über das ungeschickte Verhalten seines Pressesprechers nimmt er zur Kenntnis. Natürlich erhebe *Grüezi* schwere Anschuldigungen, formuliert er vorsichtig, aber ich könne mir der Rückendeckung des EDA sicher sein. Ein Abbruch meines Urlaubs sei unnötig, zumal er selber vor der Abreise stehe: Eine einwöchige Dienstreise durch Mittelasien dulde keinen Aufschub. Schließlich regt er noch an, ich solle die Zeitung verklagen. Aber vorerst ist die Rückgewinnung der medialen Hoheit die vordringlichste Option.

Im Umgang mit der Presse erhalte ich vom EDA freie Hand, ich solle in Telefoninterviews die Sache richtig stellen. Die Radionachrichten gegen halb sieben und die TV-Abendnachrichten um halb acht haben höchste Priorität. In beiden Fällen kommt mir die Zeitverschiebung auf Mauritius entgegen – ich kontaktiere alle wichtigen Redaktionen gerade noch rechtzeitig. Später wird mir vom EDA vorgeworfen, ich sei dabei zu aggressiv gewesen. Meine berufliche und persönliche Integrität wurde massiv angegriffen. Hätte ich wie ein Lamm reagieren sollen, das zur Schlachtbank geführt wird?

Was gesagt werden muss, ist klar: Ich kenne die Frau auf dem *Grüezi*-Titelblatt, allerdings nicht in dem abgebildeten Zustand – nämlich barbusig. Shawne und ich sind ihr nur angezogen begegnet, und meine Frau kann sich auch nicht auf Anhieb an sie erinnern. Bei unserem großen Berlinale-Anlass im Februar 2002 kam sie in Begleitung eines geladenen Gastes in die Botschaft. Durchaus nichts Ungewöhnliches; bei großen Veranstaltungen durchmischt sich das Publikum auf eigene Weise. Ich bin kein elitärer Mensch und lasse mich auch

ungern als »Herr Botschafter« anreden. Eine Visagistin aus dem Berliner Einkaufsparadies KaDeWe gehört ebenso zur deutschen Bevölkerung wie der Bundespräsident oder ein Aufsichtsratsvorsitzender. Ein gelungener Abend setzt eine gewisse Zusammensetzung des Publikums voraus; hübsche weibliche Farbtupfer können nicht schaden. Armelle Ménager ist mir als freundliche, zurückhaltende Erscheinung in Erinnerung geblieben. Bei meinem Begrüßungsrundgang wechselte ich ein paar Worte mit ihr und habe sie später noch zwei- oder dreimal auf die Gästeliste der Botschaft gesetzt. Allerdings nur bei großen, partyähnlichen Events, keineswegs im kleineren Kreis eines formellen Abendessens. *Grüezi* hingegen brüllt auf der zweiten Seite die Überschrift »Shawne hat mich getreten« heraus und betätigt sich sogleich als Märchenerzählerin. Meine Frau saß zwar im vergangenen Jahr – von jedermann durch berühmt gewordene Fotos überprüfbar – auf einem prächtigen Ross, aber sie selbst schlägt nicht aus.

Alles in allem dürfte es Hunderte von Frauen geben, die eine ähnliche Nähe zum Schweizer Botschafter behaupten können. Nur haben die meisten von ihnen keine Aktfotos in der Schublade. Ein pikantes Detail, das *Grüezi* genüsslich ausweidet: Zehn Jahre zuvor muss Armelle Ménager für die ostdeutsche Boulevardillustrierte *Super-Illu* posiert haben. Wie später der Schweizer Radiojournalist Philipp Burkhardt recherchierte, hat sich die Journalistin Irena Smirnova*, die für den Artikel zeichnete, die Bilder im Archiv der *Super-Illu* auf unrechtmäßige Weise besorgt. Aber was hat das mit mir zu tun? Soll ich am Botschaftsportal eine Kontrolle einrichten und jeden weiblichen Gast fragen: »Gnädige Frau, haben Sie schon einmal Akt gegessen?« Kanzlergattin Doris Schröder-Köpf, Gesundheitsministerin Ulla Schmidt oder Konzerneignerin Friede Springer wären vermutlich das letzte Mal zu einem Empfang der Schweizer Botschaft erschienen.

* Name geändert

Am Abend sind Shawne und ich todmüde, doch halbwegs zuversichtlich. Tatsächlich bringt der nächste Tag eine Verschnaufpause. Zwar klingelt das Telefon unaufhörlich, doch durch den zweiten Feiertag in Folge gerät die Kampagne etwas ins Stocken. Das EDA hat meine Natelnummer großzügig an jedermann weitergereicht, sie ist praktisch zum öffentlichen Gut geworden. So erfahre ich immerhin von Journalisten des Nachrichtenmagazins *Facts*, dass Ruedi Christen und ein weiterer persönlicher Mitarbeiter von Deiss bereits am Mittwoch der vergangenen Woche über den Vorstoß von *Grüezi* informiert waren. Das erschüttert mein Vertrauen ins EDA nachhaltig – von Schlampererei und unterlassener Hilfeleistung kann man kaum noch reden. Der Tatbestand lässt eher an gezieltes Handeln denken. Muss ich annehmen: mit Wissen und Billigung des obersten Chefs?

Immerhin hat Frau Ménager am Montag über ihre Anwältin öffentlich verbreiten lassen, der *Grüezi*-Artikel enthalte nicht die Wahrheit und sie habe keine Affäre mit mir gehabt. Trotzdem rät man mir im Freundeskreis, klein beizugeben. Gegen die Boulevardpresse könne ich bei aller Medienversiertheit nicht gewinnen, eine allzu offensive Verteidigungslinie, wie sie sich in meinen Radio- und TV-Interviews abzeichne, ruiniere meine Karriere. Das Verlagshaus Märki* werde nicht locker lassen. Besser wäre eine öffentliche Demutshaltung, bis der Sturm vorüber sei. Obwohl ich kein Protestant bin, gilt für mich das Luther-Wort: »Hier stehe ich und kann nicht anders!« Wenn es um unberechtigte Anschuldigungen geht, hat die Gerechtigkeit Priorität, nicht die Karriere oder materielle Güter. So bin ich. Änderungsversuche zwecklos. Und Shawne steht wie eine Armee hinter mir.

Aus diesem Grund rufe ich am Ostermontag den *Grüezi*- und *Adieu*-Verleger Stephan Märki* an. Die Schweiz ist klein, auf avanciertem Posten lernt man Menschen aller Schichten kennen. Märki und ich haben miteinander gegolft, auch sind

* Name geändert

Shawne und ich bei ihm und seiner Frau schon zu Gast gewesen. Wir hatten eigentlich ein gutes persönliches Verhältnis. Seit einer juristischen Auseinandersetzung über unakzeptable Praktiken von Märki-Journalisten, die zu meinen Gunsten ausging, ist die Atmosphäre freilich getrübt. Entsprechend bringt das Telefonat weder Aufklärung noch ein Nachgeben. Er weist auf die Unabhängigkeit der Journalisten hin und darauf, dass er diesen den Rücken stärken werde, wenn sie gute Gründe für die Story ins Feld führen würden. Ich bestreite erneut die Wahrheit der Geschichte und prophezeihe: »Wenn wir uns jetzt und hier nicht einigen, werden am Schluss nur Verlierer bleiben. Ich werde verlieren, die Schweizer Diplomatie wird verlieren, die Schweiz wird verlieren – und auch Märki wird verlieren.« Später erhalte ich aus dem Hause Märki den Vorschlag, wenigstens zuzugeben, dass ich mit der Ménagère ein Glas Wasser in der Tiefgarage getrunken hätte.

»Dann müsste ich nicht nur die Unwahrheit sagen«, entgegen ich aufgebracht, »sondern würde auch noch zeigen, dass ich ein ungehobelter Gastgeber bin. Hätte ich nach meinem Hausmädchen klingeln sollen, damit sie das Wasser auf einem Silbertablett nach unten bringt? Oder hätte ich es aus einem Gartenschlauch in einen zufällig herumliegenden Pappbecher abfüllen sollen?« Auch in schwierigen Zeiten muss man seinen Humor bewahren.

Mit jemandem – wo auch immer! – ein Glas Wasser zu trinken, dürfte selbst der skandalsüchtigsten Boulevardpresse keine Schlagzeile wert sein. Ich staune jedoch nicht schlecht, als Armelle Ménagère – entgegen ihrer Feststellung vom Montag – in der Dienstausgabe von *Adieu* genau dies behauptet. So verwandelt sich das Glas Wasser in einen Teilsieg für die Märki-Journalisten. Nachdem ihre Kronzeugin komplett auszufallen drohte, spielt auch die läppischste aller Behauptungen eine große Rolle, solange sie den Vorwurf eines geheimen Treffens stützt. »Ein Glas Wasser«, Ironie der Geschichte, heißt auch die berühmteste Polit- und Diplomatenkomödie des 19. Jahrhunderts von Eugène Scribe – aber davon wird sich die Visa-

gistin kaum inspiriert haben lassen. Die erneut von *Adieu* abgedruckten Fotos besitzen weiterhin keinerlei Beweiswert, denn ich bin darauf nicht mit einer Fingerspitze zu sehen, und jedermann kann sich vor der Botschaft abfilmen lassen. Aber das scheint bei Märki niemanden zu interessieren. So steht und fällt die Kampagne mit den Aussagen der Kronzeugin. Die wechseln häufig und haben ihren Preis. Vorerst erhält sie ein paar tausend Euro. Ein paar tausend Euro für ein Glas Wasser? Nicht schlecht, da kann der beste Jahrgang eines Château Pétrus kaum mithalten.

Doch von den kommenden Sagen und Märchen aus Berlin, Zürich und anderswo haben wir am Ostermontag noch keine Ahnung. Shawne und ich geben stattdessen den *Facts*-Leuten ein Interview, in dem wir – unserer Verteidigungslinie gezielt folgend – den Verleger Stephan Märki scharf kritisieren. Wir wollen ihn in die Verantwortung nehmen. Er soll sich nicht hinter seinen Journalisten verstecken dürfen. Wir fordern die Respektierung unserer Privatsphäre, die Einhaltung von moralischen Mindeststandards und *Good Governance* in seinem Konzern. Ist es unbillig, solche ethischen Vorstellungen bei Journalisten einzufordern? Offensichtlich ja, denn unser Interview ruft Außenminister Deiss auf den Plan. Er hat in der Politik und den Medien den Ruf eines eher schwachen Ministers und will ganz offensichtlich jetzt seine »Stärke« zeigen.

Inzwischen ist es Mittwoch geworden, und die gesamte Presse in Deutschland und der Schweiz hat sich unseres Falles angenommen. Mehrheitlich kontra *Grüezi* und *Adieu*. Die meisten Journalisten sehen wie wir in der Kampagne eine Beschädigung des journalistischen Ethos. Besonders das »Informationshonorar« an Armelle Ménager wird als sittenwidrig empfunden. »Darüber hinaus ist die Summe – gemessen am Einkommen einer Kaufhaus-Visagistin – derart hoch«, erklärt der Schweizer Presserat später, »dass wohl in jedem Fall von einer unzulässigen Bezahlung gesprochen werden muss.«

Joseph Deiss hat mit diesen Praktiken weniger Probleme und will mich per Anruf aus Mittelasien zum Rapport nach Bern zurückbeordern. Damit verleiht er der initiierten Hetzjagd den Segen offizieller Anerkennung: Kapitulation der Politik vor den Medien. Überdies geht es Shawne verständlicherweise sehr schlecht, und wie bei meinem ersten Telefongespräch bitte ich, auch im Hinblick auf Shawnes Schwangerschaft, um maßvolle Aktionen. In der Folge besteht er nicht weiter auf einer überstürzten Rückreise, zumal er selbst erst am 7. April wieder in Bern sein wird. An der EDA-Heimatfront werden wir weitgehend allein gelassen. Pressesprecher Ruedi Christen und EDA-Generalsekretär Thomas Litscher geben nur dürre Lippenbekenntnisse ab.

Schon die rein praktische Hilfe lässt zu wünschen übrig. Nicht das EDA sendet mir jeden Morgen ein Bündel Faxe mit den neuesten Artikeln, sondern Andy aus Bern. Andy ist mit Shawnes bester Schweizer Freundin Sylvia Lafranchi befreundet und opfert für uns seinen Schlaf. Morgens um fünf steht er am Kiosk und nervt die Zeitungsfrau, dass sie die Zeitungsbündel schneller aufschneiden möge. Dann kauft er alle erreichbaren Journale und bastelt noch vor dem Frühstück mit Schere und Prittstift eine Presseschau für uns zusammen. Diese faxt er ins ferne Mauritius, bevor er sich endlich seinem Job widmen kann. Den offiziellen Pressespiegel des EDA erhalte ich dagegen erst am Abend – viel zu spät, um darauf vor Redaktionsschluss noch reagieren zu können. Unprofessionelles Krisenmanagement im EDA oder absichtliche Taktik?